

Zeitschrift: Centrum : Jahrbuch Architektur und Stadt
Herausgeber: Peter Neitzke, Carl Steckeweh, Reinhart Wustlich
Band: - (1993)

Artikel: Fragmente von Utopia : Meditationen zur Zukunft Berlins
Autor: Libeskind, Daniel
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1072923>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Den Wettbewerb für den Potsdamer Platz habe ich in meinem Entwurf buchstäblich als Wettbewerb für die Ausarbeitung einer Idee und einer Vision für eine pragmatische Entwicklung Berlins aufgefaßt.

Ich habe schnell begriffen, daß es dabei keineswegs um einen Ideenwettbewerb mit empirischem Bezug ging, sondern darum, verschiedene Macht- und Interessengruppen mit der Errichtung ganz bestimmter Gebäudetypen zu beauftragen.

Trotzdem habe ich mich ernsthaft der Herausforderung gestellt, der Aufgabe nämlich, was Ende des 20. Jahrhunderts zur Entwicklung eines Stadtgebietes gedacht und realisiert werden kann.

Mein Entwurf ist radikal. Weder beabsichtigt er, die alte Geschichte Berlins oder das Zentrum neu zu etablieren, noch die Geschichte als solche zum Angelpunkt zu machen. Es geht eher darum, die Beziehung zwischen der sogenannten materiellen Basis der Stadt und ihrem theoretischen Überbau neu zu überdenken – den Begriff ihrer zeitlichen Konvergenz zu befragen.

Eine Theorie der Stadt, sei sie kapitalistisch, marxistisch oder sonst ideologisch, setzt voraus, daß die Stadt eine ideologische Konstruktion ist (und weniger eine geistige Entität) und als solche durch Zeit und Willen manipulierbar. Die gesamte Diskussion um die Planung Berlins spielt sich in einem solchen theoretischen Rahmen ab. Man versucht, die eigene Identität zu bewahren, inmitten der ständig wachsenden Heterogenität und Differenzierung, die die weite Streuung (dissemination) von Kultur, Information, Medien, Technologie und Handel mit sich gebracht hat. Es ist an der Zeit, die Stadt selbst als theoretischen Kommentar ihres eigenen blinden Flecks zu erkennen.

Für die BBC habe ich einen Dokumentarfilm zu meiner Sicht des Potsdamer Platzes gemacht. Die Reaktion darauf war symptomatisch. Immer wieder fragten Leute: „Wo ist der Potsdamer Platz? Wo bleibe ich?“ Meine Absicht war die einer völligen Umorientierung – und das bedeutet natürlich auch Desorientierung – des Einwohners hinsichtlich seiner Lokalisierung in Raum und Zeit – in Berlin und in der Welt. Mein Entwurf hat wenig gemein mit dem nostalgischen oder sentimentalischen Wunsch, Berlin wieder zu einem Teil der jüngeren europäischen Geschichte zu machen; das ist sowieso unmöglich. Es ging vielmehr darum, das gesamte kulturelle Potential der Stadt zu erschließen, – nicht nur den städtischen Raum, sondern auch die geistige Zirkulation.

Das meint, die gesamte Grundfläche allem zu widmen, was wirklich ist; und wirklich ist nicht nur der Grundbesitz der verschiedenen miteinander konkurrierenden Interessengruppen. Es geht vielmehr auch darum, die unerwarteten kreativen Energien in Berlin freizusetzen.

Mit einer Reihe von Verkehrsplanern habe ich daran gearbeitet, die gesamte verfügbare Grundfläche allen zu übergeben: den Autos, Fahrrädern, Fußgängern, Träumern, Hunden, Menschen, Kindern – sie zu einer Art demokratischer free-zone zu erklären. Es ist wichtig, jede einzelne praktische Dimension des sogenannten Planens heute neu zu überdenken, denn nichts darf in Berlin als gegeben hingenommen werden. Jeder versucht, Berlin zu finden, die „Identität“ dieser Stadt in ihrer Geschichte zu finden. Ich glaube, es wäre genauso interessant, diese Identität zu verlieren, diese Identität, die es niemals gab, um auf die Vorstellung von „Andersheit“ anzuspüren. Ein Berlin für die Anderen, für jene, die nicht identisch sind. Dadurch kann man die Freiheit erlangen, ein anderer zu werden und eine andere Geschichte zu erfahren. Ich habe eine Frage an Freunde in der ganzen Welt geschickt. Ich habe ungefähr 220 Schriftsteller, Lyriker, Filmemacher angesprochen. Ich schrieb, ich blicke gerade auf den Potsdamer Platz und brauche etwas Hilfe. Die Hilfe hinsichtlich eines ganz bestimmten Datums, einer Uhrzeit, einer bestimmten Stelle am Potsdamer Platz; ich benötige eine Art Schlüsselgedanken aus der Sicht von anderen – seien es Engel, Fremde oder wer auch immer. Ich bat alle, zu unterschreiben, denn ich wollte ihre Unterschrift in einer phantasievollen Weise verwenden – jeder, von Jacques Derrida bis Wim Wenders, antwortete. Ich habe dieses Horoskop dann tatsächlich benutzt, und es war überraschend für mich, welches Netz an Beziehungen sich entwickelte und so als Sinnbild dieses Platzes in Erscheinung trat: eine Art emblematischer Allegorie.

Ich erhielt ganz verschiedene Arten von Material. Auf diese Weise arbeitete ich bei der Formulierung des Plans für dieses Areal in einer Art gemeinschaftlichen, nicht-anwesenden, und dennoch interdisziplinären Arbeitsgruppe. So entwickelten sich genaue, spirituelle, mathematische und musikalische Aspekte, welche schon durch ihr bloßes Offenbarungspotential weit über die Architektur und die Chronologie der Stadt hinausgehen.

Diese vielen verschlüsselten Botschaften habe ich ausgewertet. Die darin enthaltenen Strategien oder umgekehrten Archäologien sind ein Weg hin zu Berlins eigenen Symbo-

len. Aber nicht nur Symbolen. Ich habe versucht, die Dimension der Zeit zu berücksichtigen, mich nicht auf die offensichtliche Organisation des Raumes zu stützen. Bergson bereits hat die Kritik formuliert, daß man die Welt in räumlichen Begriffen nicht erfassen kann; daß das Denken von Geschichte als räumlicher Distanz in Katastrophe und Desaster führt. Das war 1909. Bergson hat recht.

Ich entwarf die ganze Topographie des Potsdamer Platzes noch einmal auf andere Art und mit einem anderen Grundgedanken. Dabei konzentrierte ich mich auf die zeitliche Dimension. Ich verwendete meine Zeit als Element, um die Bildwelt dieses bestimmten geographischen Teils völlig umzuwandeln. Zeit und Raum verhalten sich relativ zueinander. Es gibt eine Verbindung in der Zeit, eine Art Verzerrung, die der Raum der Geschichte verleiht, wenn man die Zeitdimension nicht berücksichtigt. Die meisten Leute, die den Potsdamer Platz planen (Architekten, Planer, Wirtschaftsexperten, Politiker), betrachten ihn als ein ewiges Stück verfügbaren Grundeigentums, aber eine solche Sichtweise ist ziemlich kurzsichtig.

Menschliche Erfahrungen haben mit Plätzen zu tun. Daß die Investoren, die ihr Geld investieren, zugleich auch diejenigen mit den wertvollsten Erfahrungen am Platz sind, stimmt nicht immer. Im Gegenteil – an den tatsächlichen künftigen Entwicklungen sind sie möglicherweise am wenigsten interessiert. Menschen weit weg, in weit entfernten Ländern, sind möglicherweise näher, spirituell gesehen, sie können sogar Berlin bei seiner Entwicklung helfen.

Wer wissen will, was vor der eigenen Tür passiert, muß sich sehr sehr weit fortbegeben. Nur ein Fremder ist in der Lage, einem zu sagen, was sich direkt vor der eigenen Nase befindet.

Es gibt ein sehr schönes chassidisches Märchen, das Martin Buber aufgeschrieben hat. Darin geht es um einen alten Rabbiner aus Polen, dem träumte, er würde unter der Brücke von Prag einen vergrabenen Schatz finden. Nun, der arme Rabbiner hielt seinen Traum für Wirklichkeit. Er machte sich auf die Wanderschaft, tagelang, monatelang. Er kam nach Prag, an die Brücke, dort stand ein Soldat, der ihn fragte, was er denn suche. Der Rabbiner erzählte von seinem Traum und von dem riesigen Schatz, der genau dort vergraben sei, wo sie gerade stünden. Darauf erzählte der Soldat, daß wiederum er von einem armen polnischen Rabbiner geträumt habe, in dessen Haus ein Schatz vergraben liege. Der Rabbiner dankte ihm, kehrte nach Hause zurück, in

sein Shtetl – und an dieser Stelle wird es interessant. Er holt sich eine Schaufel und beginnt, in seinem Haus zu graben. Nicht lange, und er entdeckt den unglaublichen Schatz, sozusagen verborgen unter dem heimischen Herd.

Was will uns diese Geschichte sagen? Man muß hinaus gehen, weit fort und sich von Fremden sagen lassen, was auf der Hand liegt.

Die Struktur einer Suche nach Zeit, Tag und Ort in Berlin ist ähnlich der Struktur dieser Parabel. Das habe ich in das Projekt einfließen lassen. Ich arbeite nach wie vor an dem Projekt und verfolge die Implikationen dieser Art von Zusammenarbeit weiter. Eine elektronische Zusammenarbeit zwar, nicht eigentlich eine Kooperation von Personen auf engem Raum. Die Arbeit spielt sich eher auf geistiger, telepathischer Ebene ab, selbstredend unter einem gemeinsamen Interesse: sich erinnern, nicht zu vergessen; zu vergessen, sich nicht zu erinnern. Auf spiritueller Ebene etwas auszurichten, das ist eine adäquate Antwort auf die Materialität dieser besonderen Stadt.

Mir fällt auf, daß dieser Schatz des Potsdamer Platzes im Verborgenen bleibt, verborgener denn je. Er verdunkelt sich mehr und mehr, wenn man die von der Stadtverwaltung akzeptierten Pläne betrachtet, welche fast ausschließlich kurzsichtige Ansichten der Stadtentwicklung sind.

Berlin ist noch nicht erschaffen – alles hängt davon ab, was hier noch geschieht, denn das Schicksal einer jeden Stadt ist eingeschrieben in ihre Lebendigkeit.

Es ist kein Zufall, daß die Trennung während des Kalten Krieges gerade hier sichtbare Formen annahm und der Zusammenbruch der Ideologie seinen deutlichsten Ausdruck in dieser Stadt gefunden hat. Diese Stadt hat also ihre eigene Bestimmung.

Ich glaube einfach nicht, daß durch einen apriorischen administrativen Nihilismus, den man „kritische Rekonstruktion“ oder Planungsprozeß nennt, etwas von wirklichem Wert geschaffen werden kann. Es ist ganz klar, wie das am Potsdamer Platz funktioniert hat. Man hat die Vorstellung, die Stadt sei ein Puzzle aus bereits existierenden Teilen, dessen gesellschaftliche Form aber noch nicht ersichtlich ist. In diesem Falle ginge es folglich ausschließlich darum, diese bereits bestehenden Teile zu irgendeinem Ganzen zu fügen, um das zukünftige Erscheinungsbild der Stadt erstehen zu lassen. Ich glaube nicht, daß die Stadt ein derartiges Puzzle ist, oder daß sie aus vorgefertigten (ready-made) Elementen besteht. Es gibt Elemente, die noch gar nicht vorhanden

sind. Diese Elemente gehören zum Bereich der Sehnsucht, der Hoffnung, zu einer Dimension, die wenig mit kalkulierender Rationalität zu tun haben.

Man muß keine Genie in der Architektur oder der Kultur sein, um diese verengte, vorgeschriebene Richtung zu erkennen, in die sich diese zynische Rationalität entwickelt. Der Potsdamer Platz sollte für die Engelhaften, für die Unerwarteten sein, für die Begegnung mit denen, die in dem gesamten Prozeß vernachlässigt wurden, jene, die keine Legitimität besitzen und am äußersten Rand einer zentralisierten Entwicklung zu finden sind. Eine Stadt wie Berlin muß einen Raum eröffnen für solche Menschen und ihre Wünsche. Das wäre die Ethik seines Entwicklungsplans.

Berlin ist eine sehr große Stadt und ein noch größeres Symbol. Es ist voller Möglichkeiten. Dennoch ist Berlin anders, als es sich viele vorgestellt haben. Manch einer glaubte, Berlin würde mehr Mut, mehr Kühnheit und Bestimmtheit zeigen – in moralischer Hinsicht.

Es ist kein Zufall, daß Berlin ein Symbol für so viele unterschiedliche Menschen ist, vor allem für Jugendliche. Sie lieben die Stadt nicht einfach wegen ihrer Ästhetik oder wegen ihrer langen Geschichte. Sie lieben sie, weil sie in ihrer Unentschlossenheit, ihrer Ungewißheit, in ihren weiten, nicht von Menschen geplanten Flächen der Vorstellungskraft scheinbar noch Raum läßt. Da kann man noch atmen, denn in diesen Arealen, die nicht zusammengehen, ist etwas vorstellbar, ja fühlbar, was die Moderne nicht vorhergesehen hat: die Transzendenz ewiger Unreife.

Die Leute glauben, sie könnten in dieser Stadt nichts ausrichten, sie überrage einfach alles. Sie nehmen sie als etwas Gottähnliches. Wer könnte sich schon zutrauen, eine Stadt umzugestalten? Die Verantwortung für die Stadt liegt nicht bei einem Menschen allein, die Stadt ist keine eindeutig rationale Angelegenheit, nicht einmal etwas, das der Übereinstimmung von Interessen entsprungen ist. Sie scheint eher an den Traum zu erinnern, sich allen Träumen zu widersetzen. Und weil sie auf diese Weise entstanden ist, kann sie ebenso in dieser raschen Sublimierung des menschlichen Interesses freigesetzt werden.

Der Untergang Roms war auf den Zusammenbruch der Wunschwelt zurückzuführen, noch bevor die Mauern einstürzten. Rom ist untergegangen, weil die Menschen das Interesse an ihrer Stadt verloren, weil sie das Interesse für diese bestimmte Art der Ablenkung verloren, weil sie das Interesse an den Thermen des Caracalla verloren. Sie sahen

keine Erfüllung mehr in diesem Traum. Nur infolge dieser Vergessenheit ging die Stadt politisch und militärisch unter. Aber zunächst kündigte sich der Untergang still und heimlich an, aufgrund einer ungeheuren Umorientierung der Psyche.

Genau das passiert heute auch. Wolkenkratzer und Hochhäuser mit viel Glas und Chrom mögen irgendwie beeindruckend aussehen, aber die äußere Erscheinung hat wenig mit der eigentlichen Macht zu tun. Menschliche Wesen, die sich nicht viel aus solchen Bauten machen oder ihre Erfüllung woanders suchen, werden sie zum Einsturz bringen. Das ist nicht im physischen Sinn zu verstehen, trotzdem werden sie einstürzen.

Es gibt eine Tiefendimension der Stadt, und es kommt darauf an, für sie die totemistische Bedeutung der Architektur zurückzugewinnen, denn es ist das, was als selbstverständlich betrachtet wird. Es ist das Unbewußte, die Unterdrückung des Bewußten, das sich in diesen lichtscheuen Gebäuden niederschlägt und das alle repressiven Staatsmächte sich zunutze zu machen wissen, um ein Szenario der Stabilität zu entwerfen, das scheinbar jeden Wunsch, die Rituale der Macht zu verändern, im Keim erstickt.

Da uns die Sprache zur Verfügung steht, können wir reden und das, was wir sagen, interpretieren. Wir haben kritische, höchst sensible Verfahrensweisen der Sprachanalyse entwickelt, aber in der Diskussion um Architektur und Planung sind unsere Mittel völlig unzureichend. Ich bin immer wieder erstaunt, wie Leute von an sich außergewöhnlicher Intelligenz ins Stottern geraten und sich scheinbar hilflos, wie Primitive, aufführen, wenn es um Architektur geht. Sie nehmen Architektur einfach hin, als sei sie im Grunde ein Stück Natur. Sie sehen nicht, daß sie allein auf den Menschen aufbaut. Die Stadt hat einen verborgenen ideologischen Inhalt, aber dieser widersetzt sich einer sprachlichen Aneignung. Darin liegt ihre Macht, ihre Wirkung, ihre Seinsweise und ihre halluzinatorische Qualität.

Der Alexanderplatz ist eine Einöde. Eine Einöde ist bekanntlich nicht bewohnbar. Menschen können in einer Einöde nicht leben, es ist nichts Künstlerisches oder Ästhetisches an ihr. Man muß mit solchen Geländen gänzlich anders umgehen, anders und neu. Ich glaube, ein solches Fragment einer total gescheiterten Utopie oder einer verzerrten Utopie bildet die Bruchlinie, die unsere Ideologien von Architektur und konkurrierende Teile der Stadt definiert und transformiert.

Der interessanteste Aspekt an Berlin ist nicht Großartigkeit oder Erfolg, sondern Labilität als die am deutlichsten hervortretende Dimension. Dieser Aspekt sollte verstärkt werden, denn Labilität verkörpert gleichzeitig eine Hoffnung darauf, was diese Stadt ist – kein Verteidigungsbollwerk mehr und keine aggressive Hauptstadt. Das Kapitol, der Regierungssitz, hat sich weitab von der Kapitale etabliert, und in diese Abspaltung eingebettet liegt Berlin. Das Geistloseste wäre, eine Kapitale auf die Bedürfnisse des Kapitols auszurichten. Die beiden zusammenzubringen ist ein Anachronismus, denn Reichtum konzentriert sich nicht mehr – wie früher – in der Stadtbürg.

Wie bringt man den ganzen Verwaltungsapparat in Bewegung, und wie klärt man die Stadtbewohner auf, damit sie beteiligt werden – das ist die Aufgabe. Diese Dimension fehlt und muß wiederbelebt werden in Berlin – daß Stadtbewohner Bauherren werden. Ich meine das nicht im Sinne einer Abstimmung darüber, welcher Plan besser ist, sondern im Sinne einer unmittelbaren Beteiligung als Bauherren.

Deckt man diese irriige Trennung zwischen Theorie und Praxis auf, zwischen dem Reden über eine Stadt und der Planung einer Stadt, so würde man gleichzeitig eine völlig andere Arbeitsweise kreieren.

Die Menschen haben zur Stadt nicht mehr dieselbe Beziehung wie im 19. oder 20. Jahrhundert. Warum also immer noch den Versuch unternehmen, die Stadt in prokrustischer Weise zu symbolisieren? Beim Schmetterling gibt es eine Phase der Verpuppung, eine Phase der Raupe, aber würde man die Puppe einfrieren, würde es niemals zu etwas Fliegendem kommen. Wir haben die Chance für etwas Neues, es liegt in der Luft. Natürlich gibt es widerstreitende Interessen, aber das bedeutet nicht, daß die Leute diese Angelegenheiten nicht selbständig neu überdenken sollten. Bei denjenigen, die die professionelle Gehirnwäsche nicht durchlaufen haben, gibt es viel mehr Kraft, zu glauben, daß es noch andere Möglichkeiten gibt, und daß eben nicht jeder akzeptieren wird, daß Berlin wie Frankfurt wird.

Wenn man sich an dem alten Bild der Polis orientiert, geht man in die Irre. Politik spielt sich so einfach nicht mehr ab. Von Polis kann man sprechen, wenn sich Menschen auf einem Forum treffen, deren Leben von Tausenden von Sklaven abhängt, denen es wiederum verboten ist, das Forum zu betreten. Das war, nebenbei gesagt, eine Form von Demokratie, die gescheitert ist.

Dieses Modell läßt sich auf die Stadt von heute kaum über-

tragen, da politische Entscheidungen anders zustande kommen – und die Menschen heute über die Welt anders informiert sind. Die Begegnung von Person zu Person muß heute eine vollkommen andere Gestalt annehmen. Heute steht uns die Technik zur Verfügung, sie hat alles verändert: wen man trifft, wann man jemanden trifft und zu welchem Zweck. Die Idee, sich unter einem Helmut-Jahn-Festzelt aus Plastik zu versammeln und Gemeinschaft zu zelebrieren, ist eben nur eine Marketing-Idee. Man kann sie vermarkten, aber kein einziger der Anwesenden würde dabei die Erfahrung einer Feier machen.

Die Vorstellung einer utopischen Idee steht unter Druck. Utopie ist diskreditiert; Architektur spielt im kollektiven kulturellen Gedächtnis nicht dieselbe Rolle. Es ist ein Rätsel, welche Kontinuität in diesem Prozeß steckt. Es reicht, wenn wir uns auf einer pragmatischen Ebene vorwärtsbewegen, mit den besten und ehrlichsten Absichten. Welche Orientierung gibt es? Wo ist das Licht? Es hat mit der Erfahrung der Menschen zu tun, und ihre Erfahrung hat zu tun mit der Teilnahme an etwas, das sie nicht kennen. Das ist wesentlich: Man nimmt an etwas teil, das man nicht im Griff hat. Das in Architektur zu beschreiben, zu analysieren und zu verkörpern, ist mein Ziel.

Neulich las ich ein Buch von Luria, einem russischen Arzt und Psychologen, *Der Mann, dessen Welt in Scherben ging*, eine brillante Studie, die den Lebensweg eines Patienten über 25 Jahre hinweg beschreibt, eines Mannes, dessen Zentralnervensystem im Zweiten Weltkrieg durch eine Schußverletzung an der russischen Front zerstört wurde. Eines Morgens wacht er auf und weiß absolut nichts über sich. Er hat sein „Menschsein“ verloren. Er wußte nicht einmal, daß er dalag. Luria zeigt, wie diese Person, die aufgrund eines fehlenden Teils des Organismus – aufgrund fehlender Materie – von einem Moment auf den anderen zu einer Unperson wurde, durch einen schier unglaublichen Kraftakt sein Menschsein wiedererlangt. Manchmal war es bloß ein einziges Wort, das er anzubieten hatte, das in keinerlei Bezug zu irgendeiner Erfahrung irgendeines Menschen stand; ein Wort aber, das seinem Mund entsprang. Indem er diesen Kampf beharrlich weiterfocht, über eine extrem lange Zeit, war er schließlich in der Lage, sein Leben zu entschlüsseln und sich zu erinnern, nicht nur in seinem Bemühen, wieder von vorne anzufangen, sondern in dem, als produktiver Mensch zu leben, den man andernfalls einfach als hoffnungslosen Fall aufgegeben hätte.

Er ist ein Held unserer Zeit – ein Paradigma. Jeden Tag, über einen Zeitraum von 25 Jahren, schreibt er am Tag Worte auf, manchmal nur ein einziges Wort, das nicht den geringsten Sinn ergibt, daneben dann wieder ein sinnloses Wort. Und am Ende hält er eine phantastische Erzählung in den Händen, die ein Licht auf das wirft, was das alles zu bedeuten hat. Diese Erleuchtung ergab sich nicht im Verlauf der einzelnen Phasen des Prozesses; in jeder Einzelphase war diese Wortsammlung so etwas wie das große Unbekannte, dabei trotzdem ergreifend und rührend, denn sie war die Wahrheit. Am Höhepunkt angelangt, als er das Unzusammenhängende als etwas Zusammenhängendes las, gewann er seine Persönlichkeit wieder.

Was will ich damit sagen? Das wenige, das wir in Berlin noch haben, reicht aus. Wir brauchen nicht mehr. Wir haben nicht sehr viel, es gibt nur die Investoren, es gibt kaum eine Erinnerung an die Vergangenheit, von dem vergangenen Berlin ist nicht viel übriggeblieben, und es gibt kaum Zukünftiges, in das wir schauen könnten. Aber es reicht für unsere Integrität, wenn man geduldig ist und die Pathologie nicht mit einem trügerischen Sofortbild überdeckt – einer falschen Fassade.

Nostalgie für Ruinöses und kitschige Sehnsucht nach einer zerbrochenen Welt hindern uns daran, die Integrität zu entdecken, das Geheimnisvolle und die erfrischende Qualität der Welt um uns herum. Lurias Patient hatte für seine Vergangenheit keinen nostalgischen Horizont. Er wußte nicht, daß er ein Zuhause hatte.

Hinter Lurias Buch steckt eine ausgezeichnete Kritik der humanistischen Welt. Die humanistische Vorstellung von Stadt steht auf dem Prüfstand. Angefangen bei Heideggers *Brief über den Humanismus* bis hin zu zeitgenössischer Literatur können wir beobachten, daß das sogenannte Sein aus der rationalen humanistischen Tradition im Verschwinden begriffen ist. Wir brauchen eine Stadt, die im tiefsten Sinn menschlich ist und die die Kritik der Ideologie des Humanismus aufnimmt – einer Kritik, die in den vergangenen dreißig, vierzig Jahren von allen Seiten Zustimmung erfahren hat. Nur bei Stadtplanern und Architekten scheint sich das noch nicht herumgesprochen zu haben.⁶ Die Kritik ist wohl noch nicht angekommen, aber sie rückt immer näher. Berlins weitere Entwicklung hängt in großem Maße davon ab, inwieweit die Stadt an diesem Prozeß teilnimmt. Sobald man an diesem Prozeß teilhat, verändert sich das Ganze. Man sollte sich keinesfalls damit begnügen, sich an die von

der Stadtplanung und Daimler Benz aufgestellten Vorgaben eines High-tech-Formalismus zu halten. Das Endergebnis wird nicht das Ergebnis sein, das nun alle erwarten. Ich glaube, die Planungslogik wird sich in dieser bestimmten Abfolge von Bildern nicht entfalten und von der Architektur nicht bestätigt werden. Vielleicht wird es so etwas wie eine erwartete Enttäuschung; die Erwartung einer Enttäuschung, die immer deutlicher zutage tritt. In einem Jahr wird sich die Situation radikal anders präsentieren.

Im Tiergarten habe ich einmal einen interessanten Mann kennengelernt. Er saß auf einer Bank, und ich mißbrauchte ihn sozusagen als mein Zeichenbrett. Er war arbeitslos, aber ein Mensch, der sehr viel mehr über Berlin zu sagen hatte als alle Verwaltungsexperten. Ich würde solche Leute um mich scharen, die wirklich verliebt sind in die Stadt. Die ganzen Clowns, die ganzen Narren, denen muß man eine Chance geben. Wir brauchen ein Narrenschiff! *Der Mann, dessen Welt in Scherben ging*, dessen Welt zusammengebrochen ist, dieser Mann war ein Narr, er hat die psychiatrische Methode der Körper-Seele-Verbindung des 19. Jahrhunderts zur Narretei gestempelt.

Die Narren kennen sich aus. Wir brauchen die Narren, nicht nur im Theater Shakespeares. Die Welt wird dermaßen von Experten beherrscht, daß das, was fehlt, besonders ins Auge springt. Der Narr ist ein Narr, weil er Kontakt mit dem Anderen, mit dem Anderssein hat. Solche Narren in den Prozeß miteinzubeziehen, wäre der größte Gewinn für diese Stadt, denn sie wissen, daß alle Tatsachen bereits Theorie sind.

Ich glaube an den Fortschritt, in dem Sinn, wie Kafka daran geglaubt hat – weil es ihn nicht gibt. Wir müssen alle um uns versammeln, die an den Fortschritt glauben; es gibt nicht allzu viele. Denn die meisten, die an den Fortschritt glauben, glauben eigentlich gar nicht an den Fortschritt, sie sind nur fortschreitend beteiligt an Dingen, die profitabel sind und in der Regel kein happy end haben.

Es ist nicht genau da, worum es bei einer Stadt geht? Jemanden, der ein bestimmtes Licht an einer bestimmten einsamen Straßenecke schön findet, der sich zu diesem Ort hingezogen fühlt, solche Leute brauchen wir. Wir brauchen Dichter und Träumer, wir brauchen Leute, die sich kurz vor dem Schlafengehen sorgen, ob das, was sie tun, nicht doch völlig eitel ist. Wir brauchen alle Berliner, kurz vor dem Schlafengehen, wenn sie Feierabend haben, wenn der Tag zuende geht und sie für einen kurzen Moment einen flüchtigen Blick

auf die Wirklichkeit erhaschen, die nichts anderes ist als eine Mischung aus Furcht und Einsicht – solche Leute sind gefragt, um Politiker und Architekten und Stadtplaner zu beraten.

Wir müssen eine Flaschenpost aufgeben – vielleicht findet sie ja jemand. Möglicherweise ist es noch nicht zu spät. Ich finde, Berlin ist eine tolle Stadt, wegen der ungeheuren geballten Kreativität. Hier steckt mehr Kreativität als in vielen anderen Städten. Diese Kreativität kann leicht erdrückt werden – von neuen Mauern, die hier und da hochgezogen werden. Die Menschen finden dann vielleicht keine Öffnung mehr in diesen Mauern. Der Raum für Kreativität läßt sich nicht manipulieren oder kontrollieren – er entsteht im kreativen Augenblick selbst. Dieser Raum ist in Gefahr, wenn er als Ware gehandelt wird, nur noch ein ökonomischer Faktor in der Gesamtrechnung ist, so daß man eine bestimmte Anzahl von Einheiten den Künstlern überläßt und eine bestimmte Anzahl von Orten oder Plätzen den Kunstwerken. Damit bringt man den Geist in Gefahr. Der Geist wandert aus. Der Geist wandert nicht im Helgelschen Sinn von Ost nach West; er geht vielmehr auf verschlungenen Pfaden, unterliegt undurchdringlichen Fluktuationen, durchläuft Phasen der Abwesenheit und Verdrängung – und hier muß alles getan werden, damit er Beachtung findet, damit er Platz zur Entfaltung hat.

Die größte Gefahr für Berlin ist nicht übernatürlich, es ist schlicht Gier – die reine Raffgier. Alle, die diese Stadt lieben, sollten auf der Hut sein und sich um jede noch so kleine Kleinigkeit kümmern. Im Maßstab des Managements geht der Mensch verloren. Aber hier setzt die Vision ein. Wenn man durch New York geht oder durch Tokio, dann erscheint einem Berlin toll und unvergleichlich, aber wenn man dann hier ist, sieht man, es ist ein Haufen Häuser mitten auf dem Land, und sieht man noch näher hin, sind es nur ein paar Straßen, und sieht man noch näher hin, nur noch die eine Mauer oder Wand. Die pragmatische Bewältigung heißt auch, diese utopische Distanz der Zukunft zu schaffen, diese unmögliche Distanz, diese Distanz in den bescheidensten und kleinsten Tätigkeiten zu schaffen. Jeder sollte versuchen, diese Distanz zu schaffen. Leider geht diese Distanz in der Dringlichkeit, in der alle handeln, verloren. Das meine ich mit Bewahrung und Pflege der Kreativität – diese unglaubliche, fast grenzenlose Distanz zu jenem utopischen Zukunftsfragment zu schaffen, über das wir eben geredet haben.

(Aus dem Amerikanischen von Thomas Stegers. Nachdruck mit freundlicher Genehmigung aus: Lettre International, Nr. 19, Winter 1992)